

Afghanistan wäre auch okay

Als Berufsarmee muss sich die Bundeswehr jetzt um ihren Nachwuchs selber kümmern. In Berlin sprechen momentan genug Bewerber vor. Besonders im Osten Deutschlands suchen junge Menschen beim Militär vor allem einen sicheren Arbeitsplatz

VON JULIA HAAK

BERLIN. Wer Soldat werden will, muss weit springen können. Denn schon am Sprung erkennt man, wer wirklich für die Bundeswehr taugt. Der junge Mann im roten T-Shirt zum Beispiel. Er sammelt sich, nimmt die Arme zurück, geht in die Hocke und katapultiert sich dann weit über die Matte. Man sieht der Bewegung an, dass hier Kraft, Energie und Willen zusammen kommen. In der kleinen Turnhalle wirkt der Satz gewaltig. Vier weitere junge Männer und eine Frau sitzen auf einer Bank am Rand und staunen. Ein Prüfer im Tarnanzug und schweren schwarzen Militärstiefeln geht neben der Turnmatte in die Knie und liest von einer Messlatte ab, wie weit der Kandidat gekommen ist. 2,63 Meter – aus dem Stand. Der Prüfer gibt ihm die vollen vier Punkte. Dann kommt der Nächste an die Reihe. Es ist Patrick Koitka. Der drahtige junge Mann mit den strubbeligen Haaren hat genau zugehört und versucht nun, die Technik seines Vorgängers zu kopieren. Er kommt nicht ganz so weit, aber weit genug.

Patrick Koitka stammt aus Storkow im südlichen Brandenburg und ist heute in die alte Kaserne an der Regattastraße in Berlin-Grünau gekommen, weil er unbedingt zur Armee möchte. „Ich will Berufssoldat werden“, sagt er. Man merkt, dass es ihm ernst damit ist: Energisch springt er über die Matte, bei den Liegestützen schafft er besonders viele in der vorgegebenen Zeit und auch sonst schlägt er sich bestens.

19 Jahre ist Patrick Koitka alt, er hat einen Realschulabschluss zu bieten und eine Ausbildung zum Verfahrenstechniker. Bei der Bundeswehr sucht er jetzt einen „Job mit Zukunft“, wie er das in bestem PR-Vokabular nennt. Er ist nicht umsonst beim Wehrdienstberater gewesen, deren Mitarbeiter auch in Schulen und auf Jugendmessen Soldaten werben und sogar Übernachtungsbesuche bei der Truppe anbieten – als eine Art Mini-Praktikum in der Kaserne.

Wer sich für diesen Beruf mit Zukunft entschieden hat, wird dann zwei Tage lang getestet. 150 Kandidaten pro Woche, 7 500 im Jahr durchlaufen das sogenannte Nachwuchsgewinnungszentrum, das in einem gelb gestrichenen Gebäude auf dem Kasernengelände untergebracht ist. Grünau, eines von fünf Zentren in Deutschland, ist für die östlichen Bundesländer mit Ausnahme Mecklenburg-Vorpommern zuständig.

Nach Sprung, Sit-ups, Liegestütze und einem Ausdauerlauf auf dem Fahrrad-Ergometer erhalten Patrick Koitka und die anderen Bewerber einen Laufzeit mit ihren Ergebnissen. Darauf steht auch, ob sie in allen Disziplinen die nötige Mindestpunktzahl erreicht haben. Wer beim Sporttest durchfällt, darf ihn wiederholen, weres dann immer noch nicht schafft, scheidet aus. Dann geht's zum Arzt, der feststellt, ob die jungen Männer und Frauen aus der Internet-Generations überhaupt fit genug sind, um Soldaten zu werden. Manchmal reagieren Bewerber überrascht, wenn beim Urintest auffällt, dass sie Drogen konsumiert haben. Das allerdings ist ein Ausschluss-Kriterium. Beim Computertest wird anschließend die geistige Leistungsfähigkeit getestet und im persönlichen Gespräch steht der Charakter des Bewerbers zur Beurteilung an. Ein Psychologe sitzt dabei. Möchtegern-Rambos werden aussortiert. „Es geht nicht um tief stehen, weit fliegen, gut schießen“, sagt einer der Prüfer. Aber worum geht es dann?

Seit Ende Juni die Wehrpflicht in Deutschland ausgesetzt wurde, hat die Bundeswehr ein Problem. Ihre Rekruten kommen nun nicht mehr automatisch, sondern nur noch freiwillig. Man könnte meinen, die Armee muss jetzt jeden nehmen, den sie kriegen kann.

deswehr ein begehrter Arbeitgeber ist. Es werden deshalb auch Interessenten nach Bayern und Baden-Württemberg vermittelt, wo die Arbeitslosenquote niedrig ist und es entsprechend weniger Zulauf gibt. So flüht es sich gut für die Bundeswehr, dass sie zumindest im Osten auch nach dem Ende der Wehrpflicht noch lange nicht ohne genügend qualifizierte Bewerber dastehen wird.

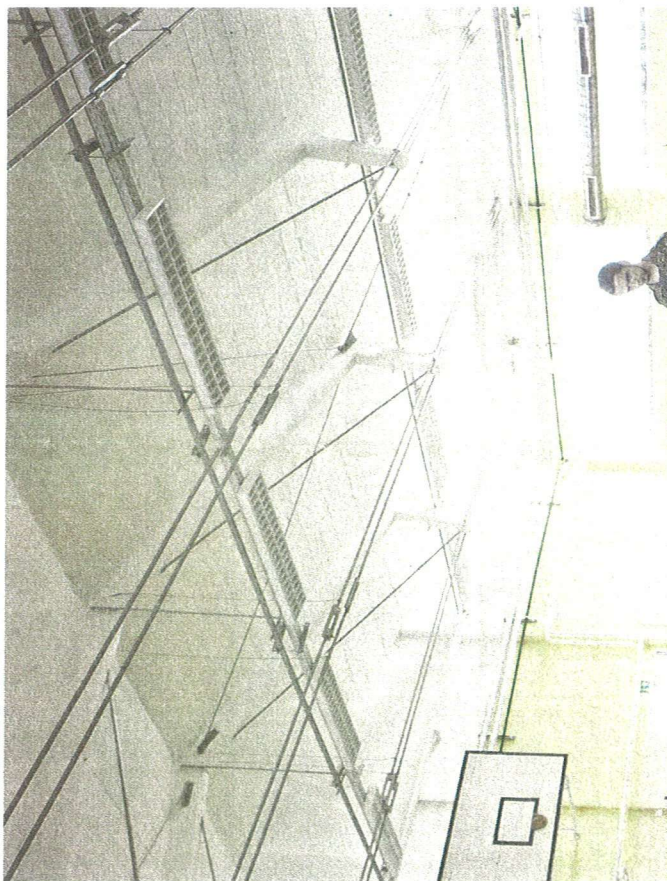
„Letztes Jahr haben wir keinen ohne Schulabschluss eingestellt, die meisten haben mittlere Reife und auch einen Beruf“, sagt Oberst Spiegel. Aber er weiß natürlich, dass er auch im Osten bald intensiver werben muss und attraktivere Bedingungen bei der Bundeswehr bieten muss, um den Standard halten zu können. Einfach, weil es immer weniger Jugendliche im Land gibt. Die Truppenteile sollen familienfreundlicher werden, häufige Standortwechsel wegfallen. „Und wir müssen auch über die Ausbildung Ungerleitet nachdenken“, sagt er, und über mehr Möglichkeiten für niedrige Mannschaftsdienstgrade, sich länger zu verpflichten.

In der Turnhalle haben die sechs Kandidaten des heutigen Vormittages, fünf Männer und eine Frau, inzwischen den Sporttest absolviert. Patrick Koitka hat ihn bestanden. Seinem Wunsch, Flugzeugmechaniker für Kampflinien zu werden, ist er ein entscheidendes Stück näher gekommen. Er will sich für zwölf Jahre verpflichten und eine Ausbildung zum Meister machen. „Ich habe mich immer schon für die Bundeswehr interessiert“, sagt er. Freunde und sein Cousin seien auch bei der Armee. Was sie erzählen, klingt für ihn toll. „Die haben nur positive Erfahrungen.“ Dass er später in Kriegsgebieten eingesetzt werden kann, ist für ihn ein kalkulierbares Risiko.

Die Navität, mit der manch einer an seine künftigen Aufgaben herangeht, erstaunt die Prüfer. „Dabei weisen wir in jedem Gespräch darauf hin, dass das kein Spaziergang ist“, sagt einer von ihnen. Aber vielleicht kann man sich auch einfach nichts darunter vorstellen, bevor man so einen Einsatz mitgemacht hat. Patrick Koitka hat mit seinen Eltern über Afghanistan und seine Aufgabe in ähnlichen Ländern gesprochen. „Für die ist das okay“, sagt er. Damit ist für ihn das Thema erstmal erledigt. Dass er sich bei einer Organisation bewirbt, die dazu da ist, Konflikte mit der Waffe zu lösen, treibt ihn nicht um.

Perspektive fürs Leben

Im Grünauer Warterraum sitzen mittlerweile viele wie Patrick Koitka. Zwanzig Bewerber haben darauf, dass es weitergeht. Ein Aufstiegsleiter durch die Reihen, als einer der Kasernen-Mitarbeiter verkündet, dass jetzt erstmal Mittagspause sei. Sie sind aufgeregt. Die Tests haben sie absolviert. Aber das entscheidende Gespräch steht ihnen noch bevor. Und dabei geht es doch um nicht weniger als eine Perspektive für ihr Leben.



Aus der Berliner Zeitung vom 14. Juli 2011

ren darauf, dass es weitergeht. Die Bundeswehr geht durch die Reihen, als einer der Kasernen-Mitarbeiter verkündet, dass jetzt erstmal Mittagspause sei. Sie sind aufgeregt. Die Tests haben sie absolviert. Aber das entscheidende Gespräch steht ihnen noch bevor. Und dabei geht es doch um nicht weniger als eine Perspektive für ihr Leben. Für Steffi aus Leipzig zum Beispiel, eine dünne Frau mit dunklen Haaren, die ihren Familiennamen für sich behält. Nervös streicht sie ihre Zettel glatt. Sie ist 22 Jahre alt, ausgebildete Sozialhelferin. Als Tagesmutter könne sie sich keine Zukunft aufbauen, sagt sie, mit dem bisschen Geld. Sie will in den Sanitätsdienst.

Aber warum bei der Armee? „Die Bundeswehr ist das Beste, was man machen kann“, sagt sie in einem Ton, der deutlich machen soll, für wie schlecht sie ihre Möglichkeiten auf dem zivilen Arbeitsmarkt hält. Schließlich bietet die Armee schon als Einstiegsgehalt in den Mannschaftsdienstgraden 1300 Euro netto. Für die gute Bezahlung, einen sicheren Arbeitsplatz und die vielen Zusatzleistungen bei der Armee würde die junge Frau die obligatorischen Auslandsätze dann eben in Kauf nehmen. Allerdings hat sie den Sporttest nicht bestanden, und der Arzt fand sie auch zu dünn. Skeptisch und ein wenig neidisch mustert sie jetzt ihre Mitbewerber.

Die gute Bezahlung, das spielt für diese jungen Leute aus dem Osten Deutschlands, wo die Arbeitslosigkeit hoch und das Lohnniveau niedrig ist, offenbar eine besondere Rolle. Jedenfalls ist es ein Grund, der den 19-jährigen Robert aus Schwedt in dieses Wartezimmer geführt hat. In seiner Heimatregion könne er als gelernter Anlagenmechaniker nur 900 Euro im Monat verdienen. „Ich will auch nicht in Schwedt versauern“, sagt er. Lieber mit dem Bund durch die Welt. Er sagt, er interessiert sich für Technik und würde für die Bundeswehr gern in Krisengebieten Wasser aufbereiten und chemisch verseuchtes Gelände reinigen. Das sind sehr konkrete Vorstellungen, aber vorerst muss er warten, ob sie ihm überhaupt nützen.

Erst dann würde er zu Hauptmann Dieter Trebra vorgehen, der hier die Jobs vergibt. Er nennt sich Einplaner und ist damit die letzte Station für die Bewerber. Mit zehn Kandidaten hat er an diesem Tag schon gesprochen. Im Hintergrund läuft ein Radio. Wer bis hierher gekommen ist, hat es fast geschafft und kann sich entspannen, soll das wohl verheißten. Oder es bietet Dieter Trebra einfach ein bisschen Abwechslung an seinem Schreibtisch.

Jetzt geht es nämlich nur noch darum, dem Bewerber einen konkreten Arbeitsplatz anzubieten. Hauptmann Trebra ist eine Art Jobbörsen-Wie ein Arbeitsvermittler, will er wissen, was der Befragte sich vorstellt, dann sieht er nach, was gebraucht wird. Manche Gespräche dauern eine halbe Stunde, manche länger. Einen Kraftfahrer hat er an diesem Tag nach Hessen vermittelt, eine Sanitätssoldatin nach Weiskirchen in Sachsen-Anhalt, er hat einen Protokollsoldaten fürs Wachbataillon gewonnen und einen Kraftfahrer für Marienberg in Sachsen. Etwa zehn künftige Soldaten verlassen mit unterschriebenen Arbeitsverträgen jeden Tag sein Büro.

Für Patrick Koitka ist auch etwas dabei. Er wird sich für acht Jahre verpflichten: die Unteroffizierslaufbahn. Am 2. Januar kann er in Idar-Oberstein in Rheinland-Pfalz anfangen. Nur mit den Kampffjets wird es vorerst nichts. Er soll sich zunächst einmal um Drohnen kümmern, das sind unbemannte Flugzeuge. Zum Einsatz kommen sie heute vor allem in Afghanistan.



BERLINER ZEITUNG/FABIAN BRENNKE

Auf und nieder: In einer Turnhalle in Berlin-Grünau müssen Soldatenanwärter beweisen, dass sie fit sind.



BJZ/FABIAN BRENNKE

Patrick Koitka will Berufssoldat werden.

Blauäugige Bewerber

Oberst Bernd Spiegel will unbedingt beweisen, dass dem nicht so ist. Der schlanke, groß gewachsene Mann leitet mit einer bestechenden Ernsthaftigkeit die Dienststelle in Grünau. Er nimmt sich viel Zeit, einen ganzen Konferenzsaal und einen Oberstleutnant mit einer Powerpoint-Präsentation zur Hilfe, um darzustellen, dass die Bundeswehr unverändert hohe Ansprüche stellt. Es würden keinerlei Zugeständnisse gemacht. Die Regeln sind streng. Ob ein ernsthaftes Interesse für die militärische Laufbahn besteht, könne man schon daran erkennen, wie gründlich sich ein Bewerber auf die Prüfungen vorbereitet, nicht zuletzt, ob er sich überhaupt auskennt mit der Bundeswehr.

Früher konnten junge Männer, die noch keinen richtigen Plan für ihr Leben hatten, als Wehrpflichtige das Soldatein ausprobieren. Und ihre Vorgesetzten konnten versuchen, diejenigen, die sie für geeignet hielten, an die Truppe zu binden. „So gesehen ist es schade, dass es die Wehrpflicht nicht mehr gibt“, sagt Oberst Spiegel. Denn viele von denen, die heute nach Grünau kommen, um Soldat zu werden, bezeichnet der Offizier als blauäugig. „Manche erscheinen hier ganz ohne jede Kenntnis“, sagt er und formuliert gleich mal, wie eine freundliche Absage beim Arbeitgeber Bundeswehr klingt: „Heute hat es leider nicht gereicht.“

Der Imagefaktor ist offenbar wesentlich für Spiegels Auftrag: Kame die Bundeswehr in den Ruf, jeden Bewerber zu nehmen, würden sich qualifizierte junge Leute gar nicht mehr melden und der Bund müsste wirklich mit dem Rest auskommen. Das befürchtet jedenfalls Bernd Spiegel. „Lieber lasse ich eine Dienststelle unbesetzt, als die Katze im Sack zu kaufen“, sagt er.

Es würden sich jetzt mehr Leute bewerben, die schon einmal beim Bund waren und nun, nach schlechten Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt, zurück kommen wollen. In Grünau heißen sie Wiedereinsteiger. Sie haben gegenüber den Berufsanfängern den Vorteil, dass sie sich die Grundausbildung sparen können.

„Wenn die wirtschaftliche Lage schlecht ist, haben wir mehr Bewerber“, sagen sie im Nachwuchszentrum. Im Osten Deutschlands sind die Möglichkeiten für junge Menschen auf dem Arbeitsmarkt zumindest so schlecht, dass die Bun-